



Drei Glaubensgeschichten

Ein Liebesbrief

Eine verrückte Einladung

Peter und Paul

Inhalt

Ein Liebesbrief	Seite	3
Eine verrückte Einladung	Seite	13
Peter und Paul	Seite	21

Vorwort

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“

dieser wunderbare Satz von Martin Buber drückt aus, was uns als Gemeinde St. Peter und Paul ausmacht. Ein lebendiges Glaubens- und Gemeindeleben mit vielfältigen und sich ergänzenden Beziehungen. Doch wie sind Begegnungen möglich in Zeiten einer Pandemie, die uns zum Abstand halten zwingt?

Es heißt Schreiben verbindet, denn jede/jeder von uns hat schon zahlreiche Erfahrungen gemacht, dass etwas Gelesenes oder Erzähltes uns berührt, etwas mit uns gemacht hat...

So entstand die Idee eine gemeinsame Glaubensgeschichte zu schreiben, die ausdrückt, dass Glauben erst in Gemeinschaft vielfältig und bereichernd ist. 27 Personen ließen sich auf dieses Experiment ein und erzählten, aufgeteilt in drei Schreibgruppen, je eine fortlaufende Geschichte. Das Ergebnis ist äußerst spannend, unterhaltsam und anregend und hat die Schreibenden sich auf eine ganz ungewöhnliche Art und Weise begegnen lassen. Sie sind herzlich eingeladen diese Begegnungen mit uns zu teilen.

Ein Liebesbrief

Vor einigen Tagen kam ein Brief.

Als ich auf den Absender sah, stutzte ich. Noch bevor ich den Brief öffnete, holte mich schon die Erinnerung ein:

„Würdest du mich in ein Konzert begleiten?“ Das Hilliard Ensemble singt das Officium in einer alten Holzkirche in Norddeutschland. Spontan sage ich zu, ohne Genaueres zu wissen, und freue mich über die Einladung eines Freundes.

Abends nehmen wir Platz auf der Empore einer kleinen, betagten Kirche.

Bis zum Konzertbeginn lasse ich den Raum auf mich wirken. Wie in einem Schiffsbauch prägen altersdunkle Holzbalken und Vertäfelungen den ansonsten schlichten und in flackerndes Kerzenlicht getauchten Raum.

Stille.

Bis sich unten in einem Winkel der Kirche Gesang erhebt. Nach und nach kommen aus den anderen Ecken Stimmen dazu. Vier Sänger schreiten von ihren Plätzen aus dem Schatten in die Mitte des dämmerigen Kirchenraumes, derweil ihre einzelnen klaren Stimmen zu einem Chor verschmelzen, so fein abgestimmt aufeinander, als gehörten sie immer auf diese Weise zusammen.

Ich schließe die Augen und tauche völlig ein in diese Musik, als gäbe es weder Zeit noch Ort.

Himmel? Erde? Hier existiert keine Grenze zwischen Gott, mir und der Welt, alles gehört zusammen.

Erfüllt und schweigend kehren wir später zurück nach Hause, jede/r in die eigene Welt, die nun anders ist als zuvor.

Das ist nun viele Jahre her, aber die Erinnerung ist lebendig, eingepägt in mein Innerstes.

Erst jetzt öffne ich den Brief.



„Liebe Luise,

Erinnerst Du Dich noch an unseren Abend in der Holzkirche vor 4 Jahren? Es war wundervoll neben Dir zu sitzen, mit Dir und der Musik zu verschmelzen, einzutauchen in den göttlichen Klang, gemeinsam mit Dir zu schwingen, Deine Hand ganz vorsichtig in der meinen, der Heimweg in der Stille der Nacht unter funkelnden Sternen. Ich habe mich Gott und der Welt vorher und nachher nie wieder so nahe gefühlt.

Umso einsamer waren die Tage danach. Warum? Und doch hat mir dieser Abend in den letzten vier Jahren immer wieder das Herz von Innen gewärmt. Und ein kleiner Funke Hoffnung blieb immer in mir, dass Du eines Tages wieder vor meiner Tür stehen würdest. Unendlich viele Male habe ich Dich im Geiste zur Begrüßung in die Arme geschlossen.

Nun wollte ich nicht von dieser Erde gehen, ohne dass Du von mir weißt, was Du mir bedeutest. Auch wenn ein Teil meines Herzens weiß, dass auch Dein Herz es weiß. Und doch wollte ich, dass Du es von mir erfährst: Ich liebe Dich, Luise. Und ich habe Dich immer geliebt. Mein kleines Haus vor den Dünen hatte immer ein Zimmer, das eigentlich Dir gehörte. Dort stand immer ein kleiner Strauß Blumen in der Vase, bereit Dich zu begrüßen und Dir zu leuchten.

Liebe Luise, ich liebe Dich und werde Dich in meinem Herzen mit in die Ewigkeit nehmen. Ich habe mir nie etwas mehr gewünscht, als dass Du glücklich bist. Dein zartes Lachen in den Augen zu sehen, Deinen zielstrebigem Schritt neben mir zu spüren.

Liebe Luise, ich wünsche Dir von ganzem Herzen ein Leben erfüllt von Gott - so wie Du es Dir immer gewünscht hast.

In Liebe

Dein Hubert



Huch, dieser Brief verwirrt mich.

Jetzt ist alles wieder ganz nah: Der Raum, die Sänger, Huberts warme Hand in meiner, der Sternenhimmel, der gemeinsame Heimweg, das miteinander Schweigen bis sich unsere Wege wieder trennen.

Das war vor 4 Jahren. Seitdem ist Vieles geschehen, das Leben ging weiter, viele Begegnungen und Ereignisse, Frohes und Bedrückendes, Alltagsprobleme, ein Umzug. Hubert: ein Freund von früher. Ich verdanke ihm ein wunderbares Konzerterlebnis, an das ich immer wieder gerne denke. Aber es hat sich nicht ergeben, danach nochmals in Kontakt zu kommen.

Der Brief macht mich ratlos. Ich habe nicht bemerkt, wie viel ich Hubert bedeutet habe. Ich habe sein Herz noch jahrelang von innen gewärmt, schreibt er, – wie soll ich das nur gemacht haben? Er hat sich ausgemalt, wie ich vor seiner Tür stehe. Er hat auf mich gewartet. Er hat mich herbeigesehnt. Aber ich kam nicht. Die Blumen für mich sind verwelkt, er besorgte neue Blumen – aber immer wieder vergebens. Kann ich ihn fragen, warum er sich in all der Zeit nie mehr bei mir gerührt hat?

Es ist ein Liebesbrief. Liebe ist für mich ein Hin und Her, bei dem man immer mehr die gleiche Wellenlänge spürt. Vielleicht hätte sich das mit Hubert entwickeln können. Ein Anfang war gemacht, eine gemeinsame Erfahrung verbindet ..., aber dann ist unsere Nähe in Distanz geblieben. Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn.

Und es ist ein Abschiedsbrief. Hubert hat den Tod vor Augen und teilt mir mit, wie wichtig ich für ihn bin und sein werde. Er will mich in seinem Herzen mit in die Ewigkeit nehmen.

Mich schwindelt und schaudert, ich bin traurig und auch ein bisschen wütend, dass ich erst jetzt wieder mit Hubert in Kontakt komme. Meine Gefühle und Gedanken fahren Karussell. Ich bin sprachlos und spüre trotzdem: Der Brief braucht meine Antwort.

Doch wie soll ich antworten? Oder besser telefonieren oder sogar hingehen? Aber ich habe ja gar keine Adresse. Auf dem Briefumschlag steht nur sein Name als Absender, kein Ort, keine Straße. Von „meinem Blumenzimmer“ spricht er in der Vergangenheit, er ist also weggezogen. Im Internet ist sein Name nicht zu finden.

Nach drei Tagen die Nachricht von einer Freundin auf dem Handy: „Hubert ist in der Klinik gestorben. Gehirntumor. Am Ende ging es ganz schnell“.



Oh je. Ich komme zu spät. Wieder hat er vergeblich auf mich gewartet. Der Brief an mich muss eine seiner letzten Aktionen gewesen sein, bevor er zusammenbrach. Der Tod mit seiner grausamen Endgültigkeit ist mir zuvor gekommen.

Und trotzdem: Der Brief braucht meine Antwort! Spät im nächtlichen Grübeln kommt mir die Gewissheit: Ich muss nochmal in dieser kleinen alten Holzkirche sein.

Gleich am nächsten Mittag nach der Arbeit fahre ich los. In einer guten Stunde bin ich da. Die Tür ist offen. Die Abendsonne lässt die bunten Glasfenster aufleuchten. Keine wohltuende Dunkelheit wie damals. Auch keine Ruhe. Draußen fröhliche Kinder, ein Traktor, dann ein Motorrad. Was will ich hier? Ich kann nicht ruhig in einer Bank sitzen. Ich laufe herum. Am Kerzenständer werfe ich 50 Cent in den Kasten und stelle ein kleines flackerndes Licht zu den anderen Kerzen. Meine Schritte werden langsamer. Kreuz und quer durch die Kirche. Ich höre die Sänger von damals und sehe sie hier im Raum herumgehen, so wie ich jetzt. In mir werden Töne und Melodien wach. Ich summe im Rhythmus meiner Schritte vor mich hin. Ich werde lauter, ich bin ja allein, und spüre, wie meine Stimme den Raum erfüllt. Höre einen Wiederhall. Bin doch nicht ganz allein: Ich spüre die wohltuende Nähe Huberts. Dann sitze ich in einer Bank, meine Augen fallen zu.



Ich gehe entlang der Dünen am Strand entlang. Der Wind streicht durch meine Haare, das gleichmäßige Meeressrauschen beruhigt meine Seele, und ich beobachte das Spiel der Möwen. Die Abendsonne verliert langsam ihre wärmende Kraft und taucht den Strand in ein zauberhaftes Licht. In der Ferne sehe ich ein kleines Haus, welches meine Aufmerksamkeit weckt. Unversehens laufe ich schnelleren Schrittes darauf zu. Als ich näher komme, kann ich eine Gestalt in der Tür erkennen, einen Mann: Hubert? Mein Herz schlägt schneller, ich bin voller Freude. Jetzt renne ich nahezu. Ich will Gewissheit, dass dort Hubert auf mich wartet. Doch kurz vor dem Ziel ist der Mann plötzlich verschwunden.

In diesem Moment schrecke ich hoch. Noch immer sitze ich in der Kirchenbank. Das alles war nur ein Traum gewesen. Mich überkommt eine tiefe Traurigkeit. Es gab kein Wiedersehen, keinen Abschied.

Mein Blick fällt auf das schlichte Holzkreuz hinter dem Altar. Mich durchzuckt es regelrecht und sogleich erfüllt mich eine große Ruhe und eine tiefe

Seligkeit. Ähnlich wie damals bei dem Konzert:

Es existiert keine Grenze zwischen Gott, mir und der Welt, alles gehört zusammen.

Diese Gefühle, diese Erfahrung haben etwas Göttliches und sind nahezu unbeschreiblich. Mir wird bewusst, dass sie ein großes Geschenk sind. Und ich beginne zu ahnen, dass diese Nähe Gottes vieles bewirken kann und wird. Sie wird mir helfen, dass ich Abschied nehmen kann – nicht nur von Hubert.



...**S**ondern von Vielem.

Ich spüre eine Kraft, dass ich einen Weg finden kann, mich von Traurigem, mich trüb Stimmendem, von Kräftezehrendem verabschieden kann oder dies besser annehmen kann. Denn ich spüre, wie ich offen und frei werde.

Dieses grenzenlose Gefühl, in der Welt zu sein, verleiht mir eine Lebendigkeit, die mich stärkt und die mir Kraft gibt. Kraft gibt, auf das zu schauen, was mich schwächt.

Mit den Klängen des Gesanges im Ohr und diesem wohligen Lebensgefühl, verweile ich noch eine gute Weile in der Bank und fasse den Entschluss, dem Leben bewusst zu begegnen, um diese neue Lebendigkeit nicht nur zu spüren, sondern sie in Taten umzusetzen. Denn Gedanken ohne Taten bleiben doch eher ein Konstrukt und unwirklich. Daran glaube ich.

So lasse ich den Kirchenraum, die bunten Glasfenster hinter mir und schaue noch einmal auf die Kerze, die ich vorhin angezündet hatte. Gewohnheit – Tradition – das tue ich doch immer, sobald die Möglichkeit da ist. Jetzt weiß ich einmal mehr warum und fühle mich, gestärkt durch das Licht, verbunden mit meinem Glauben und trete hinaus in das bunte Leben. Jetzt genieße ich die Lebendigkeit der Kinder, der Straße und des Lebens.

Noch am gleichen Abend schreibe ich Ingrid, der gemeinsamen Freundin, um Genaueres über Hubert zu erfahren. Wie erging es ihm in den vergangenen vier Jahren? Warum hat er sich erst jetzt mit diesem offenbarenden Brief gemeldet? Gibt es noch mehr Briefe? Seit wann wusste er von seiner Krankheit und seit wann hatte er diese Gefühle für mich, kannten wir uns doch bereits schon seit acht Jahren?

Es tut gut, das Gefühl in die Hand zu nehmen und etwas zu tun.

Es vergehen nur wenige Minuten, da meldet sich Ingrid zurück.



Ingrid platzt am Telefon heraus: „Was, Du hast den Brief bekommen? Ich glaube es nicht!“ Ich bremse Ingrid: „Bevor wir darüber sprechen: Was weißt Du über die letzten Jahre von Hubert?“

„Ich habe nach seinem Tod mit seiner Schwester Nicole gesprochen. Hubert ist vor knapp vier Jahren ein Lungenkarzinom diagnostiziert worden, was am Schluss im Gehirn metastasiert hat. Nach der Diagnose habe er sich total innerlich zurückgezogen in seine Welt der Schmerzen, Enttäuschungen und Hoffnungen. Erst einige Wochen vor seinem Tod habe er vollkommen unerwartet, wie aus einer Höhle kommend, zu Nicole gesagt: ‚Eigentlich kann ich doch mit meinem Leben zufrieden sein. Ich bin dankbar für alle, die mir nahe standen – vor allem meine Frau, die leider vor fünf Jahren starb und meine beiden Kinder.‘ Nicole war damals fassungslos. Noch mehr erstaunte sie, als er anfang, sich von seinen Freunden und von seinen Kindern und Schwestern liebevoll und voller Dank zu verabschieden.

Nicole habe dennoch Hubert angemerkt, dass ihn noch etwas umtreibt und belastet. Es war ein Brief, den er vor einiger Zeit geschrieben hat. Als er sich durchgerungen und Nicole gebeten hat, den Brief auf die Post zu bringen, ohne die Adresse anschauen zu dürfen, kehrte vollkommener Frieden in ihm ein. Nicole meinte, er sah aus, als ob er verliebt sei. Zudem hat er mit einer unerschütterlichen Sicherheit an einen Übergang in ein neues Leben geglaubt. Er sah sich bereits von Liebe empfangen und aufgenommen.

Übrigens hat Nicole nach seinem Tod in einer Schublade eine aufgeschlagene Bibel gefunden. Unterstrichen war der Satz in Mt 3,17 „Dieser ist mein geliebter Sohn“. Das „Dieser“ war eingekreist und am Rand stand „Hubert, Du bist“. Ob ihm diese Liebeserklärung, Kind Gottes zu sein, geholfen hat, aus seiner inneren Höhle zu kommen, seine Krankheit anzunehmen und trotz allem dankbar zu sein?

Und nun aber zum Brief, den Du erhalten hast.“

„Am Telefon kann ich jetzt nicht darüber sprechen. Vereinbaren wir doch ein Treffen, und übrigens kommt morgen meine Tochter mit ihrem Sohn zu mir auf Besuch. Ich muss mich erst etwas sammeln. Bitte, versteh mich! Dir vorerst ganz herzlichen Dank!“



Ich legte den Hörer zur Seite. Das musste ich erst einmal alles verdauen. Was Ingrid mir erzählt hat, hat mich tief bewegt. Der Mut, den Hubert ge-

fasst hat auf seinem Weg, die Ruhe und Entschlossenheit, mit der er sein Schicksal empfangen hat. Wie hätte ich mich dem absehbaren Ende gestellt? Hätte ich geflucht auf das Schicksal, auf die Ungerechtigkeit, die sich genau und nur über mich hergemacht hätte? Und Hubert hat die Diagnose damals ja genau so aufgenommen, das hat Ingrid gesagt. Es ist so ein weiter Weg von den harmonischen Klängen in der Kirche über die Dissonanz der Diagnose bis hin zum schmerzhaften Tod im Krankenbett. Ich hatte gar nicht gewusst, dass Hubert verwitwet war und sogar erwachsene Kinder hatte. Das hatte er mir gar nicht erzählt. Aber hätte das einen Unterschied gemacht und unsere Verbundenheit beeinträchtigt? Wohl kaum. Was hat ihn bewogen, zum Schluss wieder Mut zu fassen und sein Schicksal anzunehmen? Vielleicht hat ihm tatsächlich diese Bibelstelle Kraft gegeben, die er unterstrichen hatte. Können so wenige Worte so viel Trost spenden? Vielleicht sogar die Kraft, sich dem sicheren Tod zu stellen? „Dies ist mein geliebter Sohn“, das heißt doch: Ich nehme dich an, wie du bist, meine Liebe stellt keine Bedingungen. „...an ihm habe ich Gefallen gefunden.“ Ich erwarte keine Gegenleistung. Und ist nicht diese Liebe der Kraftquell, der es uns wiederum ermöglicht, selbst zu lieben und unsere Liebe weiterzugeben, der uns am Leben hält, der uns alles andere überwinden lässt? „Am stärksten aber ist die Liebe.“, hat Paulus geschrieben. Hubert hat sicherlich viel geliebt, möchte ich annehmen: Seine Frau, die er verloren hat und die ihm vorausgegangen ist. Seine Kinder, die unter seiner Fürsorge (und der der Mutter) herangewachsen sind. Die Erinnerung an seine Frau. Die Musik, das habe ich deutlich gespürt, damals, als wir das Konzert gemeinsam besucht haben. Die Stille, das Schweigen, das Vertrauen, das wir miteinander geteilt haben. Den Strand, das Meer, die Wellen, Geborgenheit und Friede. Seine Kinder hat er geliebt, so habe ich ihn kennengelernt. Sein eigenes Leben doch auch. Die Welt. Sonst hätte er nicht getrauert nach der Krebsdiagnose und mit seinem Schicksal gehadert. Wir lieben so viel, die Sonne, die Nacht, den Wind, das Wasser, den Wald, den Frieden: Vielleicht war auch unsere Gemeinsamkeit in der Kirche und am Strand schon so etwas wie Liebe ... Woher wissen wir, dass wir das Richtige lieben? Mein Entschluss stand fest: Ich würde Kontakt zu Huberts Kindern aufnehmen, um mehr über ihn zu erfahren.



Am Abend, als meine Familie wieder ins Weite gezogen war, die Küche gemacht, das Wohnzimmer wieder sauber, riss eine Frage mir den Boden unter den Füßen weg.

Was lieben wir, obwohl es nicht greifbar ist?

Mein 15 jähriger Enkel, das erste Mal schwer verliebt, hat viel erzählt über seine Liebe. Seine Sprache bestand eher aus Bildern aus Instagram, Snapchat etc ..., also sehr viel über digitale Beziehungen, die wohl manche Jugendliche heutzutage führen.

Dies kam mir so ungreifbar vor, wie der Brief von Hubert. Wenn er, so wie er geschrieben hat, mich geliebt hat, ohne was verlauten zu lassen, kann ich über den Tod hinaus, Nachrichten, Bilder, Botschaften vom ihm empfangen bzw. welche Optionen habe ich jetzt auf seinen Brief zu reagieren?

Und das führte mich zu einer weiteren Frage: Wie kann ich die Liebe Gottes spüren, dem ich „persönlich“ noch nicht begegnet bin, oder doch ...? Welche Unterschiede gibt es zwischen der Liebe unter Menschen und der Liebesbeziehung von Mensch zu Gott? Wie kann ich mich in Gottes Armen geborgen fühlen?

Aus dem neuen Testament weiß ich u.a. aus der Bibelstelle Mt, 3,17: Ich bin Gottes geliebte Tochter, aber wie spüre ich das? Woher erhalte ich Signale von Gottes Liebe? Welche Briefe schickt mir Gott? Wie kann ich in meiner Endlichkeit, die viel zu oft viel zu früh und mit niederschmetternden Diagnosen daherkommt, an etwas glauben, was den Hauch von Unendlichkeit verströmt? Welche Möglichkeiten habe ich als Mensch, im digitalen Zeitalter Kontakt mit Gott aufzunehmen? Hier musste ich einmal kurz auflachen: Wie würde ich auf eine „göttliche“ WhatsApp Nachricht reagieren? Oder wünsche ich mir nur einen Beweis, wohl wissend, dass ich ihn nie so erhalten werde, wie er mir objektiv gut täte?

Mit diesen Fragen tigerte ich in meiner Wohnung von einem Zimmer ins andere, ohne die Ruhe, Gelassenheit und vollkommene Zufriedenheit zu finden, die ich vor über 4 Jahren in der Kirche verspürte.

Hubert ist tot. Gleichzeitig ist die Liebe ein Gefühl, ein Momentum für die Ewigkeit. Wie passt das zusammen? Mein Enkel kam mir wieder in den Sinn. Könnte die Flüchtigkeit des Moments, Bilder von Menschen, die sich im Digitalen nach 10 Sekunden selber löschen, eine mögliche Fährte sein? Das Mäandern zwischen Zerbrechlichkeit, liebevoll umsorgend und das Nicht-Greifbare und Unerreichbare vom mystischen Umwehen des Nicht mehr Seienden...

Oder setzt sich alles wie ein Mosaik aus vielen winzigen Erinnerungssteinchen zusammen, bei dem ich das Muster jetzt schon nebulös erahnen kann, jedoch das Gesamtkunstwerk in seiner Perfektion erst in einer anderen Dimension in Gänze verstehen kann, wenn ich das Irdische verlassen habe?

Wie kann ich Liebe von einem nicht mehr Da-Seienden, einem materiell

nicht greifbaren Sein erfahren, spüren und vor allem auch annehmen?



Diese Gedanken ließen mich nicht mehr los. Ich wollte und brauchte auch keinen Kontakt zu den Kindern von Hubert herstellen. Das Thema der Liebe hat mit mir zu tun, und ich muss es bei mir suchen.

Obwohl über 4 Jahre vergangen waren, sind die Erinnerungen und vor allem die Gefühle so nahe und präsent, dass ich auch jetzt noch Hubert bei mir spüren kann, obwohl er nicht mehr auf dieser Welt ist. Brauchte ich einen solchen „Wachrüttler“ wie den Brief von Hubert, um über mich und meine Beziehungen, Gefühle, Ängste und Sorgen zu meinen Nächsten oder zu Gott bewusst zu werden?

Ich denke, ja, denn der Alltag nimmt uns so viel weg, insbesondere lasse ich mich gerne auch von Nebensächlichkeiten und im Rückblick von unwichtigen Dingen ablenken. Es ist bequemer, sich dabei aufzuhalten.

Nun aber zur Frage der Liebe: Jesus sagt: „Das wichtigste Gebot ist die Liebe“, und dann fügte er hinzu: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Das heißt doch, dass ich bei mir anfangen soll, mich akzeptieren wie ich bin, mit allen Fehlern, Unzulänglichkeiten, aber auch Stärken und dann auch den Nächsten, meinen Mann, meine Frau, meine Kinder, die Nachbarn, die Arbeitskollegen usw. Wo und wie kann ich diese Liebe spüren oder erfahren?

Bei einer vertrauten Person spürt man ein Kribbeln im Bauch, der Atem wird schneller, die Hormone spielen verrückt, ich denke nur noch in eine Richtung, so, wie jetzt an Hubert ... Es ist ein inniges, vertrautes Verhältnis, ohne viele Worte, rein vom Gefühl bzw. vom Herzen her kann man das nur erspüren. Und es wirkt auch nach dem Tode immer noch das Vertraute, er ist mir ganz nahe.

Wie ist nun mein Verhältnis zu Gott? Kann ich seine Liebe zu mir auch spüren? Wie kann ich sie wahrnehmen?

Dazu bedarf es der Ruhe, ich muss mich auf die Gedanken einer Predigt, eines Evangeliums oder eines Artikels oder eines Gebets einlassen. Oder auf einen Ort, wie mit Hubert in der Kirche. Erst wenn ich mich intensiv damit beschäftige, und ich spüre, dass ich mehr wissen will, kommt dann auch eine Sehnsucht in mir auf? So wie eine Sehnsucht nach dem Partner, dem Freund, der Freundin.

Dabei ist das Vertrauen und Vertraut-Sein zu meinem Gegenüber ein ent-

scheidender Faktor. So, wie das schweigende Händehalten von mir und Hubert. Da waren wir uns in diesem Augenblick vertraut, ohne dass wir viel voneinander wussten. Dieses Vertrauen in Gott, der auch für mich unergründlich ist, gibt mir Kraft und Zuversicht, wenn ich mit ihm rede (bete) oder ihn um Hilfe bitte. Dies zu spüren, verstehe ich als Liebe Gottes zu mir und bin auch dankbar dafür, dass ich bei ihm Geborgenheit finden kann. So wie ich bei Hubert mich geborgen fühlte und auch nach seinem Tod immer noch mit ihm fühle.



Ja, ich brauchte einen Wachrüttler. Ja, ich habe Hubert völlig aus den Augen verloren. Und er hat auf mich gewartet, gehofft, sogar mit Blumen, obwohl er wusste, dass ich mit Familie, Beruf, Haus und Garten voll ausgelastet war! Erst jetzt ist es etwas ruhiger geworden.

Wie war das denn damals an der Nordsee, als ich mir ein paar Tage abknipste, um mir den Wind um die Ohren wehen zu lassen und etwas Ruhe finden wollte? Ich blättere in meinem Tagebuch: Ahh! Arvo Pärt war der Komponist. Wie konnte ich das nur vergessen? Meine Lobeshymnen über dieses Konzert mit Hubert waren so begeistert: „Wie Sphärenklänge aus himmlischen Höhen! Wie vom Heiligen Geist selbst komponiert“, so lese ich. Ich habe mir damals sogar eine CD gekauft. Nach meiner Rückkehr, so erinnere ich mich jetzt, habe ich sie gleich nochmal angehört. Dann hatte mich der Alltag wieder.

Wo ist diese CD überhaupt? Alles alphabetisch geordnet.....A oder P? Aha, hier! Da fällt ja ein kleiner Zettel heraus. „Zur Erinnerung an einen wunderbaren gemeinsamen Abend. Hubert“, lese ich. Und auf der Rückseite ein Satz von Helder Camara: „Jeder neue Frühling ist ein Symbol der Auferstehung.“ - Ein Gruß von Hubert! Zufall? Nein, ich glaube, da hat der Heilige Geist die Hände im Spiel.

Jetzt ist Frühling. Und bald ist Ostern. Halleluja!



Autorinnen und Autoren

(in alphabetischer Reihenfolge)

*Peter Behrendt, Sabine Hübsch, Dr. Johannes Keller-Herder,
Bernhard Kraus, Katja Lilienthal, Rudolf Mazzola, Bernhard Reepen,
Adelheid Rost, Melanie Roth, Dorothe u. David Schohe*

Eine verrückte Einladung

Vor einigen Tagen kam ein Brief bei mir an.

Briefe bekommt man ja viele, Rechnungen, Informationen, Werbung und manchmal sogar Einladungen oder die Anzeige, dass jemand geheiratet hat und sich für die guten Wünsche bedankt. Dieser aber war ein besonderer Brief. Schon alleine, dass er von Hand geschrieben war, machte mich neugierig. Seltsam war auch, dass er keine Briefmarke nötig hatte, also musste er eingeworfen worden sein. Aber von wem?

Absender gab es keinen. Die Schrift war schön, ebenmäßig und irgendwie besondersSobald es mir möglich war, suchte ich mir einen ruhigen Ort in unserem Haus und machte den Brief auf. Darin war nur ein kurzer, in blauer Tinte geschriebener Text an mich gerichtet:

„Wir kennen uns nun schon Dein ganzes Leben, haben schon Vieles gemeinsam erlebt und auch durchgetragen. Jetzt möchte ich Dich endlich persönlich kennenlernen. Wenn auch Du mich treffen möchtest, dann komme am Sonntag, den 19. März 2021 um 15:00 Uhr in die Johannesstraße in Freiburg, Nr. 24. Du musst Dich nicht anmelden und nichts mitbringen ... komm einfach!“

Dein Jesus



Dein Jesus??? Welcher Jesus? Doch nicht etwa *der* Jesus, der ‚richtige‘, der von vor 2000 Jahren? Der war doch längst ‚beim Vater‘ und ‚im Himmel‘ - was und wo immer das sein mochte - und für uns höchstens noch als geistige Realität erfahrbar und auch das nur, sofern man gläubig war, nicht aber als sichtbares, greifbares menschliches Wesen. Das überdies Briefe schreibt. Ich war nie besonders mystisch unterwegs, so etwas war unmöglich.

Ich dachte also nach: Konnte es ein Spanier sein oder ein Südamerikaner? Dort gibt es Männer, die so heißen. Ich schickte meine Erinnerungen auf Reisen. Außer ein paar verblassten Eindrücken aus dem einen oder anderen Spanienurlaub war da nichts. Ich kannte niemanden aus dem spanischsprachigen Raum.

Was könnte es dann sein? Womöglich ein Spinner, ein Angeber, ein Wichtigtuer. Einer, der nicht richtig in der Birne ist. Aber woher sollte so einer meine Anschrift haben? Na danke, das fehlte mir noch.

Vielleicht war's auch nur ein abgeblitzter Verehrer, der mich mit einem Trick zu einem Date locken wollte. Oder ein Betrüger. Sowas wie die Sache mit dem Enkeltrick. Die tun auch so, als würden sie einen schon das ganze Leben lang kennen. Und dann auch noch die Sache mit dem ‚begleitet haben‘? Bei dem Gedanken wurde mir mulmig.

Dennoch: meine Spannung stieg, und ich fing an, die Tage zu zählen. Wem um Himmels Willen würde ich da begegnen?



In den folgenden Nächten schlief ich unruhig. Oft träumte ich wirres Zeug.

Ein Traum aber war anders. In diesem Traum lief ich durch Gässchen der Altstadt und suchte fieberhaft die Johannesstraße. Irgendwie kam mir alles so bekannt vor, und dann schien ich doch wieder wie eine Fremde zum ersten Mal in Freiburg zu sein. Ich erinnere mich nicht an alle Teile des Traumes, aber irgendwann tauchte ein Mann auf, der behauptete, ich sei schon da, in der Johannesstraße. Die ganze Zeit über sei ich schon da gewesen. Und er behauptete, mein *echter* Vater zu sein. Er schien ohne Alter zu sein, durchaus freundlich und sich seiner Sache absolut sicher. Ich wollte protestieren, doch da war er schon wieder verschwunden.

Als nächstes erinnere ich mich daran, wie ich an einem Fluss (der Dreisam?) auf einer Bank sitze und mich ganz entspannt von der Sonne bescheinen lasse. Ich bin jung. Gerade von zu Hause ausgezogen und neu in der Stadt. Und ich habe so ein angenehm kribbelndes Gefühl in mir. Alles fühlt sich neu und aufregend an. Und gleichzeitig ist da so eine ganz tiefe Gewissheit, auf dem richtigen Weg zu sein. Ich habe Leute kennengelernt, die mich verstehen und die mich inspirieren. Wir diskutieren und lachen viel und meinen es ernst. Endlich nicht mehr nur passiv die Umstände ertragen und über das Leid in der Welt klagen, sondern die Welt selbst verändern!

„Sei Du selbst die Veränderung, die Du Dir für die Welt wünschst!“ - noch nie hat sich dieser Satz so wahr und so machbar angefühlt!

Als ich aufwachte, lag noch ein Lächeln auf meinem Gesicht. Ich seufzte. Noch müde stand ich auf. Im Bad blickte ich in den Spiegel. Nein, jung war ich nicht mehr. Erste graue Strähnen waren in meinem Haar sichtbar, und kleine Fältchen zogen sich durch mein Gesicht. Ganz automatisch öffnete sich in meinem Kopf gerade die lange To-do-Liste des vor mir liegenden Tages ...



Je mehr diese Geschichte auf mich wirkt, desto mehr durchströmt mich ein kraftvolles Gefühl. „Sei Du selbst die Veränderung“ ... Aus anfänglichen Zweifeln wird zunehmend Gewissheit. Die Zeichen der Zeit zu erkennen geht mich persönlich etwas an.

Um Jesu Weg zu folgen, muss ich selbst Verantwortung übernehmen und darf nicht alles allein „denen da oben“ überlassen.

Für mich heißt der Weg: „Glaube, Liebe, Hoffnung.“

Es bedeutet jeden Tag eine Herausforderung, dies in kleinen Dingen zu erkennen und mein Leben danach auszurichten. Veränderungen geschehen nicht plötzlich, sondern sind ein Prozess.

Dabei sind gute Wegbegleiter wichtig, die uns bestärken, inspirieren und stützen. Auch das Leben in unserer Gemeinde ist sehr hilfreich. Die vielen engagierten Menschen, die mitdenken, mitarbeiten und etwas gestalten. Da wird Glaube gelebt. Da ist Jesus mittendrin.

Ich freue mich schon auf die Begegnung mit Jesus und möchte gerne wissen, wie er dazu steht, was wir heute in seinem Namen sagen und tun.



Je näher der 19. März rückte, desto aufgeregter wurde ich. Ich lief durch die Straßen und sah mir die Leute um mich herum aufmerksam an, ob wohl jemand von ihnen der Absender des Briefes sein könne - nicht wie sonst, wenn man nur das im Kopf hat, was man gerade erledigen muss und vor lauter Eile nicht auf die Menschen um sich herum achtet.



Plötzlich sah ich auch, wenn jemand so aussah, als wenn er Hilfe benötigen würde: hier das Ehepaar, das suchend auf den Stadtplan schaut, dort der Junge, der seine Mutter im Gewühl des Marktes verloren hat. Gerne versuchte ich in solchen Fällen, sofern möglich, zu helfen und erntete in der Regel ein dankbares Lächeln, das mich dann umso beschwingter meiner Wege gehen ließ. Apropos Lächeln: Ich versuchte auch, den Menschen um mich herum mit einem Lächeln auf dem Gesicht zu begegnen

und war erstaunt, wie viele Menschen zurück lächelten. So hatte meine Suche nach Jesus oder mein Warten auf die Begegnung mit ihm bereits im Vorfeld etwas in mir bewegt.



Nun waren es noch zwei Wochen bis zum 19. März.

Sollte ich mich in dieser Zeit noch irgendwie vorbereiten, gab es noch etwas herauszufinden?

Jesus zu treffen war ja nun wirklich nicht irgendein Termin.

Ich nahm mir den Brief noch einmal zur Hand, da stand: "...*persönlich kennenlernen...*". Das klang wie die Einladung zu einem aussichtsreichen Vorstellungsgespräch oder zu einem Date.

Beiden Vorhaben ist wohl Folgendes gemein: einen möglichst guten Eindruck hinterlassen, sich informiert und interessiert zeigen.

Letzteres war ich auf jeden Fall, es war einfach zu außergewöhnlich.

Wenn auch immer noch Zweifel mitschwang, ob das Ganze nicht doch ein riesengroßer Schwindel war. Aber das würde ich nur herausfinden, wenn ich mich darauf einließ. Schließlich lag die Entscheidung ganz bei mir: "...*Wenn du mich auch treffen möchtest...*"

Welche Informationen gab es noch? Der angegebene Ort und die Uhrzeit waren auffällig:

Johannesstr. Nr. 24 (24.12.?), **15.00 Uhr** (die neunte Stunde??), das alles schien mir fast ein wenig überbetont. Wollte dieser Jesus mir klarmachen, dass es sich wirklich um *diesen* Jesus handelte? Hätte er doch gar nicht nötig. Oder doch? Schließlich hatte es schon andere gegeben, die von der „Echtheit“ überzeugt werden wollten. Vielleicht war auch etwas Augenzwinkern dabei ...

Aber: Wenn ich ihn nun nicht erkannte, zu spät kam, im entscheidenden Moment nicht aufmerksam war, die unwichtigsten Fragen stellte oder gar keine ..., die Gelegenheit verstrich???

Das kannte ich gut von mir: die Sorge, dass es immer irgendwie nicht reicht! Dann stand da: "... *nichts mitbringen, komm einfach!*" **Dein** Jesus ... Da fiel das Schwere ab von mir.

Da war kein Vorstellungsgespräch, bei dem es besonders zu glänzen galt. **Mein** Jesus kannte meine Schatten und würde dafür sorgen, dass wir uns treffen. Es konnte nichts schiefgehen, ich musste nur hingehen.



Heute ist der 19.3., der Tag der Einladung von Jesus.

Aufgeregt läute ich in der Johannesstr. 24, Jesus bittet mich herein, und ich bin sprachlos, als ich diese herrliche strahlende Wohnung betrete.

Alles scheint für mich hergerichtet, kleinste Details nach meinem Geschmack.

Überwältigt bin ich von dieser Begegnung. Eine herzenstiefe Freude durchströmt mich, obschon ich nicht erfasse, wie mir geschieht.

Jesus schaut mich an und seine Blicke gelangen unmittelbar in die Tiefe meines Herzens. Sogleich spüre ich große Freude und auch eine Traurigkeit über mich selber. Wie konnte ich bisher so leben, in diesen oberflächlichen Halbheiten, in diesen vermeintlichen Sicherheiten dieser Welt, wobei ich mich selber bemühe und abstrampele, alles zum Besten zu geleiten.

Schuppen fallen mir von den Augen, diese Reinheit und Klarheit und diese Liebe und Wahrheit, diese Fürsorge und dieses Getragen-Sein, welches von Jesus ausstrahlt, durchdringt jede Zelle meines Körpers, Geistes und Seele.

Wie geblendet war ich von meinen Lebensüberzeugungen. Diese vollkommene Liebe, die mich hier umgibt, weckt zugleich eine tiefe Demut in mir.

Ich erkenne, wie ich mich immer wieder von Jesus abgewendet habe, ihm „es“ nicht zutraute, seine Hand immer wieder losließ, anstatt mich von ihr führen, begleiten und schützen zu lassen. Stattdessen versuchte ich aus mir heraus, Führung und Schutz zu geben, z.B. in der Familie. Dabei bin ich von meinen eigenen unvollkommenen Vorbild- und Schutzerfahrungen, dem nicht An-die-Hand-genommen-Sein, blockiert. Daraus resultiert eine unsichere Väter- und Männlichkeit. Dabei nehme ich wahr, wie das bei mir und anderen in der Familie/Freunden zu Leiden führt und sich Situationen ergeben, die konträr zu meinem Glauben stehen.

Bei dieser Begegnung mit Jesus, hier in dieser Wohnung, wird mir jetzt bewusst, dass es um eine „Operation am offenen Herzen“ an diesen Schmerzpunkten geht. Jesus möchte mich nicht nur kennenlernen, sondern mein Herz erneuern und mich öffnen für seine Liebe, seinen Schutz und stetige Begleitung, die ich in mir aufnehmen darf.



... **I**ch sitze da vor IHM, eine große Dankbarkeit steigt in mir hoch.

„Danke Jesus, für das große Geschenk deiner Nähe.“ Es tut mir gut, ihm alle meine Gedanken und Gefühle mitteilen zu dürfen. Aber nun ist es genug: Vielleicht will auch ER mir etwas mitteilen.

Und so sage ich zu ihm: „Jesus, du siehst, wie viele Gedanken mich bewe-

gen. Noch lange könnte ich weiterreden, es ist wirklich nicht einfach, die vielen Stimmen in mir zum Schweigen zu bringen“.

Dennoch versuche ich innezuhalten. Die Dinge, die sich immer wieder an die Oberfläche drängen, schiebe ich sanft von mir weg. Ich schaue Jesus an, und sein zärtlicher Blick, der von Liebe strahlt, zieht meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und ich höre sein leises Flüstern: „Du bist mein geliebtes Kind, ich liebe dich. Du bist für mich kostbar und einmalig. Mein ganzes ‚JA‘ spreche ich dir zu.“

„Diese erhabenen Worte, gelten mir ... sind für mich ... Jesus, für mich?“ Unglaublich! Seine Worte ergreifen mich und füllen mich mit einer überströmenden Freude. Und sie geben mir zu verstehen, dass ER mich annimmt, so wie ich bin, mit all meinen guten und schwachen Seiten. Und dass all das, was mich belastet: meine Schmerzen, Brüche, Risse, Enttäuschungen und Verfehlungen meines Lebens, ich ihm abgeben darf. Ich bin mir ganz sicher, dass es nichts gibt, was nicht ganz eingetaucht werden könnte in seine Liebe.

Ich denke darüber nach ..., und plötzlich kommt mir der Gedanke: „Und die anderen, Jesus, was ist mit ihnen?“ Jesus schaut mich liebevoll an, breitet seine Arme weit aus, als wolle er mit seinen Armen die ganze Welt umspannen und sagt: „Mein liebes Kind, meine Liebe ist eine Liebe, die alle Menschen einschließt und keinen ausschließt.“



Dieser verständnisvolle Austausch, dieses Eins-Sein mit Jesus, dieses beglückende Zwiegespräch und das manchmal nur wortlose gegenseitige Anschauen – wie bei zwei Menschen, die sich innigst lieben –, ich wünschte mir, dass dies nie zu Ende gehen würde.

Als es jedoch an der Haustür klingelte, war ich gespannt, ob Jesus noch einen anderen Besucher/eine andere Besucherin eingeladen haben könnte. Noch viel mehr überrascht, ja geradezu enttäuscht war ich, als Jesus tatsächlich zur Tür ging – damit war unsere „Zweisamkeit“, unser Zwiegespräch, unsere Innigkeit beendet – und mit der anderen Person zu mir zurückkehrte.

Es kann sich wohl kaum jemand vorstellen, welche großen Augen ich wohl machte, als ich die andere Person erblickte, denn es war ein stadtbekanntes Obdachloser, der sich gern mit anderen Menschen anlegte und mit dem auch ich vor Kurzem aneinander geraten war, weil er meines Erachtens zu viel getrunken hatte. Deshalb war der Gruß, der von mir zu ihm und von

ihm zu mir ging, auch nur sehr verhalten.

Und nun glaubte ich zu träumen, denn als ich dem anderen näher ins Gesicht schaute, schien er das gleiche Gesicht zu haben wie Jesus. Auch die Stimme ähnelte der von Jesus. War ich in einen falschen Film geraten oder war mein Geist von der vorherigen Begegnung mit Jesus so durcheinander, dass ich mit der Realität nicht mehr klar kam? Auch hatte ich keine Drogen genommen.

Erst als ich wahrnahm, mit welcher Innigkeit Jesus diesen Mann, von dem ich stark zweifelte, ob er wohl dem „Ebenbild Gottes“ gleichen könnte, empfing und mit ihm sprach - nicht weniger herzlich als zuvor mit mir -, ging mir ein Licht auf, was Jesus mir sagen wollte: „Er ist dein Bruder, mit dem ich mich identifiziere; dir gleich und Gottes geliebtes Kind wie du und jeder und jede andere. Nimm dich seiner an, wie du mit mir in Verbindung bist! Beides gehört zusammen: die innige Verbindung mit mir und die herzliche Zuwendung zu deinem Bruder, deiner Schwester, auch wenn dies das Schwerere ist. Meine Liebe ist so groß, und du erhältst so viel Liebe von mir, wie du für dich brauchst und wie du brauchst, um andere zu lieben.“

Und dann entließ uns Jesus in den Alltag; ich blieb allein mit dem Obdachlosen, eine große Herausforderung. Ich hatte mir nicht vorstellen können, was dieser Brief, den ich vor einigen Tagen bekommen hatte, bewirken konnte.



Ich blieb also. Und ich blieb lange.

Aber vor allem: Ich blieb nicht alleine mit dem Obdachlosen. Er hatte nämlich nicht nur mich eingeladen, wie mir bald klar wurde.

Es kamen noch einige mehr in die karge, kleine und sehr schlicht gehaltene Wohnung: etwa eine alte, sehr kränklich und ungepflegt wirkende Frau; ein Rollstuhlfahrer, der einst extremen Risikosport ausübte; eine Drogenabhängige, die gerade auf Entzug war; ein Junge, der vor wenigen Tagen der Schule verwiesen wurde; eine Frau, die kurz vor einer von ihr herbeigesehnten Operation zur Geschlechtsumwandlung stand oder ein Vertreter einer extremistischen Partei, kurzum: die Begegnung mit Jesus war eine Begegnung mit zwölf völlig unterschiedlichen Menschen an einem einfachen Ort, mitten am Tag. Und es war eine erhellende Begegnung.

Sie war keinesfalls leicht verdaulich, zu unterschiedlich waren die Haltungen und die Kommunikationsformen der zwölf Gäste.

Aber sie forderte mich heraus und machte mich, bei allen Differenzen, die es

zu einigen der Gäste und auch zum Gastgeber gab, zufrieden. Alle hatten sich auf die Einladung, die sie jeweils von Jesus bekommen hatten, eingelassen. Und so ging ich erfüllt nach Hause, den Blick geweitet, die Ohren gespitzt, das Herz geöffnet, fröhlich im Innern singend: „Jesus wohnt in unserer Straße...“



Autorinnen und Autoren

(in alphabetischer Reihenfolge)

*Theresa Behrendt-Zingerle, Monika Birkenmaier, Alfons Ehret,
Cristian Eisenbach, Anne Haslinger, Ingrid Hepp, Udo Hübsch,
Ralph Lilienthal, Dr. Karin Malisch, Melanie Roth*

Peter und Paul

Vor einigen Tagen kam ein Brief mit der Einladung zu einer gemeinsamen Wanderung.

So reist Peter mit dem Zug nach Davos, wo er seinen Freund trifft. Sie fahren gemeinsam mit dem Postauto nach Sertig-Dörfli.

Sie wollen von dort aus bis nach Latsch wandern. Da Peter schon lange nicht mehr in den Alpen war, genießt er die bezaubernde Landschaft. Der letzte Anstieg auf den Coulm da Latsch will kaum enden. Als die beiden endlich oben ankommen, eröffnet sich ein vollkommen überraschendes Panorama. Sahen sie den ganzen Tag Alpwiesen, sehen sie nun unvermittelt viele kahle, zum Teil verschneite sehr hohe Bergketten. Vor allem vom gegenüberliegenden Berg von monumentaler Größe kann Peter seinen Blick kaum abwenden. Ohne ein Wort zu wechseln, stehen die beiden da und staunen. Nach Minuten legt sich Peter ins Gras und schließt die Augen. Eine große unbeschreibliche Zufriedenheit breitet sich in ihm aus, eine große Dankbarkeit und die Gewissheit mit allen Menschen, mit der Natur und Gott innigst verbunden zu sein. Er erkennt sich als Teil dieser wunderbaren Schöpfung und in ihr die Größe Gottes. Er könnte die ganze Welt umarmen.



Noch auf der Zugfahrt zurück in seinen Alltag ist er ganz erfüllt von dieser besonderen Erfahrung.



Heute will er nichts mehr unternehmen, will allein sein, in dieser Stimmung, ungestört.

Am nächsten Tag trifft er sich mit seinem Freund Paul. Sie treffen sich regelmäßig, um sich über so alles Mögliche auszutauschen. Paul ist ein richtiger Freund, interessiert, verständnisvoll, geduldig, was man sich so wünscht. Nein, nicht ganz. Manchmal wundert man sich, Peter ärgert sich sogar: Man steht plötzlich allein da, mit seinen Meinungen oder Gefühlen; Paul tut sich bisweilen schwer, in eine Stimmung einzuschwingen, eine Stimmung, die sein Gegenüber gerade bestimmt.

Soll er ihm überhaupt von seinem gestrigen Erlebnis erzählen? – Klar, erzählen, natürlich! Einem Freund eine so schöne Fahrt unterschlagen, das wär's noch. Peter nimmt sich jedoch vor, nicht zu viel zu schwärmen. Er hält sich also mit seiner Begeisterung dezent zurück, um sich nicht durch Paul rausbringen zu lassen, aus seinen Gedanken und seiner Stimmung. Was ihm auch gelingt, Paul hört gut zu, ja, er steuert sogar eine ähnliche Geschichte bei. Doch Peter begeht einen Fehler. Er sagt etwas, was Paul sofort zum Anlass nimmt, sich in die Distanz zu begeben, nämlich genau dort, wo Peter von der ‚wunderbaren Schöpfung‘ spricht, in der er die ‚Größe Gottes‘ sieht. Sofort bemerkt er Pauls kritischen Blick. Paul hat's nicht so mit ‚Kirche‘, das hat er schon öfter beobachtet, tja, und mit ‚Gott‘? In gewisser Weise schon. Aber er kann nicht ausstehen, wenn fromme Leute immer gleich mit dem ‚lieben Gott‘ daherkommen. „Ich sehe schon deinen Blick“, sagt Peter lachend. Und prompt platziert Paul diese Frage: „Und du meinst wirklich, dass Gott es war, der diese Bergketten gewollt hat?“ „Spricht was dagegen?“ „Nein“, sagt Paul, „dagegen spricht nichts. Mich stört nur, dass ihr ‚Gläubigen‘ alles Schöne in der Natur immer gleich dem Schöpferwillen zusprecht“. „So ist es doch auch“, entgegnet Peter, schon wissend, dass dieses kein schlagkräftiges Argument ist, zumindest nicht für Paul. „Weißt du“, führt dieser aus, „aus den Fehlern der Kirche haben die Gläubigen nicht gelernt. Schon Kopernikus, Kepler und Galilei haben bitteres Lehrgeld zahlen müssen, indem sie versuchten, ihre neuen Erkenntnisse über die Welt Gott zuzuschreiben, um nicht mit ihm zu brechen, genauer gesagt, mit den Kirchenoberen. Vielleicht wollte Gott gar keine Berge, vielleicht sind sie ja“ – Peter glaubt ein leicht süffisantes Lächeln zu sehen – „Narben von Teu-

fels Werk, der mit Vulkanen und Erdbeben versucht hat, Gott übel dreinzuspielen“. Peter, Petrus, der Fels, bekommt weiche Knie. „Vielleicht ärgert sich Gott sogar“, ergänzt Paul, „wenn ihr ihm für etwas dankt, was gar nicht sein Wille war!“, und schon bald beenden sie diese Diskussion, aber beide schmunzeln.

Am Abend will Peter nichts mehr unternehmen, will allein sein. Ob es ihm gelingt, seine gestrige Stimmung wiederherzustellen, ungestört?



An diesem Abend will Peter in der Stille bleiben und sein Erleben von der Herrlichkeit der Schöpfung Gottes nochmals in sich nachspüren, was ihn dann unerwartet zu einem Lobpreis anstimmen lässt:

„Höchster, allmächtiger, guter Herr, dein sind das Lob, die Herrlichkeit und Ehre und jeglicher Segen. Dir allein, Höchster, gebühren sie, und kein Mensch ist würdig, dich zu nennen.“ (Franz v. Assisi)

Angeregt durch die Lobpreiserfahrung am Abend will Peter es nun genau wissen, was es mit der Schöpfung auf sich hat und liest am nächsten Vormittag in der Bibel, zunächst den Psalm 53,2:

„Der Tor sagt in seinem Herzen: Es gibt keinen Gott. Sie handeln verderbt und tun abscheuliches Unrecht, da ist keiner, der Gutes tut. Gott blickt vom Himmel herab auf die Menschen, um zu sehen, ob ein Verständiger da ist, einer, der Gott sucht.“

Peter denkt: „Ja, dieser Vers ist doch passend, wie Paul es fragwürdig empfindet, ob Gott existiert ..., und ob es in der Kirche Verständige gibt, eben dass die Kirche Streitbar ist in ihren Machtstrukturen ..., und im Umgang mit den Pönitenten gibt es obendrein viele Verletzungen, wie bei ‚Galileo Galilei‘. Peter möchte es nun genauer wissen, wie Gott die Schöpfung ausgeführt hat, und findet eine Bibelstelle, in der genau beschrieben ist, was er bei dem Besuch in den Bergen erlebt zu haben glaubte:

„Dann sprach Gott: Es sammle sich das Wasser unterhalb des Himmels an einem Ort und das Trockene werde sichtbar. Und so geschah es. Und Gott nannte das Trockene ‚Land‘ und die Ansammlung des Wassers nannte er ‚Meer‘. Gott sah, dass es gut war. Es wurde Abend und es wurde Morgen: dritter Tag.“

Peter dachte: ‚Da steht es ja genau, dass Gott das Land geschaffen hat, also auch die Berge. Das Wort Gottes tut mir gut, es macht mich froh und zeigt mir das wirkliche Leben, wie ich es in den Schweizer Bergen erlebt habe.‘ Es wird Peter deutlich, wie Gott in allen Dingen zu finden ist, wie Ignatius es

im Exerzitienprozess erfuhr. Peter denkt: ‚Der Paul braucht vielleicht eine göttliche Eingebung, damit er das tiefere Erleben von Gottes Schöpfung erfassen kann‘. Wobei Peter eine gute Idee kommt: ‚Maria, meine gute Freundin aus dem Himmelreich, sie kann dem Paul bestimmt weiterhelfen in diesen Glaubensfragen. Da sie jederzeit erreichbar ist, könnte ich doch mit dem Paul heute dort hinfahren‘. Gedacht - getan! ‚Schön, dass Paul heute Zeit hat und wir unserer Erforschung von Gottes Reich weiter nachgehen können‘.

Sie fahren mit der Höllentalbahn ins Himmelreich, und Maria ist wie gewöhnlich im Garten und pflegt ihre Blumen. Sie hat eine liebevolle, weiche Ausstrahlung und Paul ist sofort begeistert von ihr. Mit viel Liebe und Feingefühl begrüßte sie mich und Paul, da sie vieles im Herzen bewegt, war sie auf den Besuch schon vorbereitet.

Sie lud uns zu einem kleinen Mahl ein. Peter merkt an, dass ihn das an das letzte Abendmahl erinnert, was Maria sogleich aufgreift und erklärt: „Jesus gab sich als Speise, als Brot des Lebens, dass wir seine Liebe entdecken können. Er ist die schweigende Liebe Gottes, die sich ganz für uns hingibt. Er stillt unseren Hunger und nimmt uns die Lasten ab. ‚Wer das Fleisch isst und das Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich bleibe in ihm.‘, sagt Jesus. Wenn wir die Speise essen, leben wir mit ihm. Christus ist real und wirklich gegenwärtig. Wir empfangen ihn als Speise. Danken wir ihm für das ewige Leben, das er uns dadurch schenken will.“ Paul hörte sehr aufmerksam zu, was Maria da sagte, und – nicht recht wissend, was hier geschieht – kam es in ihm zu einem Erleuchtungserlebnis, unglaublich. Maria führte ihn, verbunden im Heiligen Geist, zu einer tieferen Erkenntnis des Geheimnisses Gottes, den sie an Pfingsten erfahren hat.

Wie wird es ihm am nächsten Tag mit dem Erleuchtungserlebnis weitergehen?



Als Peter und Paul am Hauptbahnhof ankommen, ist es schon dunkel. Beim Verabschieden ruft Paul Peter noch hinterher: „Lass uns unbedingt die nächsten Tage nochmal darüber sprechen!“

Paul verspürt auf dem Weg nach Hause eine tiefe Zufriedenheit. Er bemerkt, dass er alles um sich herum anders und intensiver als bisher wahrnimmt: die dunkle, menschenleere Nacht, den Mond, den sanften Wind, es duftet nach Frühling. Er verspürt weder Hunger noch Kälte noch Müdigkeit noch Angst. Alles ist im Einklang – und er selbst ist mittendrin. Er ahnt, dass hinter allem etwas unvorstellbar Großes und Gutes stehen muss, et-

was, das die ganze Wirklichkeit erschaffen hat – unmittelbar fällt ihm Peters Ausdruck ein, ‚die wunderbare Schöpfung‘ und ‚die Größe Gottes‘ – ist es etwa Gott, der dahinter steckt?

Von der überwältigenden Erfahrung des Vortages getragen, radelt Paul am nächsten Morgen zur Arbeit – ihn würde seit gestern nichts mehr aus der Bahn werfen können. Es ist ein wichtiger Tag für Paul; gleich wird er seinen Kollegen und seinem Chef einen Vortrag präsentieren. Die Präsentation hat er lange sorgfältig zu Hause vorbereitet und auf einen USB-Stick übertragen, den er nun sicher in seiner Jackentasche transportiert. Um ganz sicher zu sein, sieht er auf halber Strecke nochmal in der Tasche nach: Leer! Auch in den anderen Taschen: Nichts!

Der Stick liegt noch zu Hause im Flur! Was tun?

Er muss sofort zurückrasen, um den Stick zu holen. Er darf auf keinen Fall zu spät zur Präsentation erscheinen. Das brächte ihm großen Ärger vom Chef ein.

Paul radelt also so schnell er kann nach Hause und denkt dabei „von wegen ‚Größe Gottes‘ – in der schönen Natur in den Alpen vielleicht! Aber hier im Alltag? Mit einem cholerischen Chef?“



„Aber vielleicht ist das auch ein bisschen zu kindlich gedacht, Gottes ‚Größe‘ daran festzumachen, dass im Alltag alles so geht, wie ich mir das vorstelle“, geht Paul durch den Kopf, als er waghalsig, gefühlt alle Verkehrsregeln ignorierend nach Hause rast, den USB-Stick jetzt trotz Hochspannung mit Aufmerksamkeit in seine Tasche befördert, mehrmals durchatmet und sich, „Klappe, die zweite“, wieder auf den Weg macht.

Und er stellt, als er die Treppe hinunterläuft, an sich fest, dass irgendetwas anders ist.

Die Bilder von seinem Chef, wie er ihm im Büro schon tobend entgegenkommt, ihn vor seinen Kolleginnen und Kollegen, die betreten danebenstehen, als unzuverlässig und unqualifiziert beschimpft und er sich schämt wie als Neunjähriger, als er von seiner Lehrerin als faul bezeichnet wurde, weil er seine Hausaufgaben nicht machen konnte, obwohl er sich viel Mühe gegeben hatte, diese Schreckensbilder treiben ihm nicht mehr den Puls in die Höhe. Nein, er spürt deutlich, dass sich sein Atem beruhigt, sich sein Schritt sogar etwas verlangsamt, er sich äußerlich und dann auch innerlich aufrichtet und statt Angst etwas Starkes in sich wahrnimmt, das er nicht benennen kann, aber seine Selbstwahrnehmung verändert: „Ich bin doch ein

erwachsener Mann, habe schon einige schwierige Situationen im Leben erlebt, ihnen standgehalten, und dadurch bin ich doch stärker geworden und habe erfahren, dass ich mich auf mich verlassen kann. Aber wie gut und schön, dass ich mich gerade jetzt daran erinnere. Etwas Fürsorgliches und Liebevollens spüre ich in mir, eine ganz andere Lebensmelodie als die Angst von vorher.“

Weiter in Gedanken und staunend darüber, wie es ihm möglich war, sich aus dem Stress zu befreien, radelt er kraftvoll, aber nicht gehetzt zur Arbeit, betritt mit einem nur ganz leicht mulmigen Gefühl, aber aufrecht und mit einem freundlichen Lächeln das Büro.

Ein bisschen verwirrt ihn das Gefühl, nicht allein zu sein, als ob ihn jemand begleitete in dieser Situation.



Als er das Büro betritt, sind sein Chef und seine Kollegen schon um den Tisch versammelt. Deutlich nimmt er die angespannte Stimmung wahr. Sein Chef empfängt ihn mit der zynischen Bemerkung, dass er bei solch wichtigen Leuten gerne ein wenig länger wartet und auch seine Kollegen sowieso nichts Besseres zu tun hätten. Obwohl Paul plötzlich wieder nervös ist, hat er immer noch das Gefühl, nicht alleine dazustehen.

Er beginnt mit seiner Präsentation, die gut verläuft, auch wenn sein Chef weiterhin mürrisch schaut. Ein paar Mal unterbricht er ihn mit Rückfragen, die Paul aber zum Glück einigermaßen souverän beantworten kann.

Was ihn aber wirklich überrascht, ist, dass seine Kollegin Theresa ihm sehr wohlwollend zuhört. Bis jetzt hielt er sie für introvertiert und eher auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Sie stellt ihm freundliche und intelligente Fragen und verteidigt ein Argument von ihm gegen einen Einwand seines Chefs.

Alles in allem verläuft das Treffen gut, auch wenn sein Chef ihm keine direkte Rückmeldung gibt (er hat immerhin nicht getobt) und das Büro bald verlässt. Aber Theresa gratuliert ihm zu der gelungenen Präsentation, und sie wechseln noch ein paar Worte. Das erste Mal sind sie sich heute als Menschen und nicht nur als Kollegen begegnet. Er fragt sich, ob der, den er als fürsorglich und liebevoll in sich gespürt hat, ihm vielleicht auf eine andere Art als erwartet beistehen wollte ...?



Nach diesem ereignisreichen Arbeitstag geht Paul diesmal mit einem völlig anderen Gefühl nach Hause als sonst.

Stressig und terminbeladen sind die Arbeitstage meistens, aber heute ist er nicht nur müde und ausgelaugt, sondern auch hoffnungsvoll und voller Energie!

Was war heute anders?

Nach der doch ganz gelungenen Präsentation und dem überraschend netten Gespräch mit Theresa im Anschluss stand noch ein weiterer wichtiger Termin an: Er hatte ein Mitarbeitergespräch mit seinem Chef, bei dem er endlich die Beförderung ansprechen wollte, die seiner Meinung nach überfällig war, gerade jetzt, wo die neue Vorgesetztenstelle frei wurde. Nach der gelungenen Präsentation hoffte er, eine gute Ausgangssituation zu haben.

Auf dem Weg zum Büro des Chefs im leeren Flur atmete er noch einmal tief durch und schickte ein Stoßgebet nach oben (was er noch nie getan hatte!): „Lieber Gott, falls es dich gibt: Lass mich bitte diese Stelle als Abteilungsleiter bekommen!!“

Doch leider lief das Gespräch komplett anders als erhofft: Nach anfänglichen leeren Floskeln des Chefs, bei denen er sich immerhin zu ein paar lobenden Worten über die Präsentation herabließ, ging er ziemlich schnell dazu über, jegliche Hoffnung auf den Abteilungsleiterposten im Keim zu ersticken: Ein externer Bewerber hätte große Aussichten auf den Posten und sollte „mal frischen Wind in die etwas angestaubte Abteilung bringen“!

Wie leer und betäubt verließ Paul anschließend das Büro. Er war wütend und enttäuscht. Alle Mühe und Hoffnung der letzten Monate umsonst.

Im Vorbeigehen an der Kantine sah er wieder Theresa mit ein paar Kollegen beim Mittagessen. Sie winkte ihm freundlich zu und lud ihn ein, sich dazuzusetzen. „Was ist dir denn über die Leber gelaufen?“

Blöderweise sah man ihm seine Enttäuschung wohl an. Da er noch so aufgewühlt war, erzählte er ihr von der absolut ungerechtfertigten und unfaireren Entscheidung seines Chefs. Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus und endeten schließlich mit: „... seit Monaten habe ich auf dieses Gespräch hingefiebert, dass ich sogar vorher gebetet habe! Und was hat es gebracht? Nichts! Da soll mir doch noch einer erklären, wie man so an einen Gott glauben kann!“

Danach sagte erst mal keiner was. Jetzt war es ihm sehr unangenehm, dass er plötzlich so persönlich von sich erzählt hatte, immerhin kannte er die Kollegen bisher nur oberflächlich.

Doch da antwortete Theresa ihm ganz unerwartet, was ihn jetzt auf dem Heimweg immer noch beschäftigt: ...



Das Gespräch mit den Kollegen und Theresa beim Mittagessen beschäftigte ihn noch sehr.

Vor allem Theresas Bemerkung „Ich möchte da nicht gleich Gott ins Spiel bringen! Wieso soll Gott schuld daran sein, dass jemand anders die Stelle bekommt?“, machte ihn zunächst sprachlos!

Auf die Frage „Wie meinst du das?“, gab Theresa zur Antwort: „Überleg mal, was ist, wenn sich der andere Bewerber im Gebet auch an Gott gewendet hat, mit der Bitte, dass er die Stelle bekommt? Für wen soll sich Gott entscheiden? Können, dürfen wir Gott für alles verantwortlich machen, wenn es nicht so läuft, wie wir es möchten? Du kannst versuchen, die Entscheidung auch anders zu sehen. Vielleicht wäre es gar nicht gut, wenn du die Stelle bekommen hättest. Denn, wenn das Verhältnis zwischen dir und dem Chef nicht stimmt und er dich und deine Arbeit nicht wertschätzt, wird deine Motivation immer geringer, dich für die Firma einzusetzen, und du bist auf Dauer unzufrieden.“

So hat er das bisher nicht gesehen (aber vielleicht gespürt?)!

In der Nacht konnte er schlecht schlafen, die Absage des Chefs hat ihm richtig zugesetzt. Auch die Frage, was Beten bewirkt, beschäftigte ihn sehr.

Am anderen Morgen freundet er sich mit dem Gedanken an, die Firma zu wechseln und sich eine neue Aufgabe zu suchen.

Er will das nicht überstürzen, aber er spürt, wie notwendig es beruflich und privat ist, dass man positive Rückmeldungen und Anerkennung bekommt und selber auch gibt!

Wenn er auch noch nicht sieht, wohin sein Weg führt, vertraut er doch darauf, dass Gott ihn auf seinem Weg begleitet.



Wie ging es eigentlich Peter?

Das Wetter war mies. Wind, Regennässe, graues Ambiente. Und eigentlich zu mild. Doch Peter war das schnuppe. Er hätte diese Welt umarmen kön-

nen. Erleichterung, dass die Entscheidung gefallen war und zugleich eine vorfreudige Nervosität auf das Neue. Mit wem diese Freude teilen? Klar, mit Paul, der musste es als erster wissen. Ein Griff zum Telefon und schon war die Idee geschmiedet, das Reden mit einem neuerlichen Spaziergang nach Himmelreich zu verbinden. Der Gedanke an lecker Kuchen bei Maria zum Abschluss war für diese Entscheidung nicht unerheblich. Schmuddelwetter hin oder her.

Es war wie immer. Zuerst sondierten die beiden Freunde durch Small-Talk über Nebensächlichkeiten die Stimmung des jeweils anderen. Und obwohl beide einander Wichtiges erzählen mussten, verpassten sie ein ums andere Mal, von den Fußballergebnissen des vergangenen Wochenendes wegzukommen. Insbesondere Peter wusste nicht, wie er anfangen sollte, hätte er doch Paul schon viel früher einweihen sollen, dass er sich auf eine leitende Stelle in dessen Firma beworben hatte. Denn heute war die Zusage gekommen. Mit jedem Schritt war es Peter nun peinlicher vorgekommen, sein Vorhaben für sich behalten zu haben, aus Angst vor der Scham bei einem Scheitern der Bewerbung.

Peter nahm mit einer langen Rückblende in die gemeinsamen Studienzeiten Anlauf. Dass man damals doch immer davon geträumt habe, mal zusammen in einem Unternehmen zu arbeiten. Und dass es nun soweit sei.

Es wurde ein Desaster.

Peters Vorfreude stieß mitten hinein in Pauls einsam durchgemachtes Ringen um eine berufliche Neuorientierung. Bilder stiegen in Paul auf: Die zahllosen Stellenanzeigen, die er seit Therasas Rat erfolglos durchgeblättert hatte. Peter, der in jenem Chefsessel saß, der doch sein eigenes Ziel gewesen war. Und Peter Seite an Seite mit jenem Chef, der so oft Paul ignoriert oder belächelt hatte.

Ein paar schweigende Schritte bis zum Gartentor. Dann brach all die Wut und Enttäuschung aus Paul heraus. Nein, das hätte er von Peter niemals gedacht, ihn so zu hintergehen. Und als Peter konterte, Paul sei doch bloß neidisch, sah und hörte man noch vom Hinterwaldkopf aus den Riss durch die Freundschaft gehen.

Um Maria Willen bissen beide die Zähne zusammen und gingen trotzdem in die Stube. Natürlich bekam sie mit, dass was nicht stimmte. Aber mehr als ein allgemeines „Wir haben uns gerade gestritten“, gaben Peter und Paul nicht preis. Maria konnte hier nicht helfen. Ihre sanfte Stimme klang weit, weit weg, allenfalls eine Wohlfühlmelodie, wie sie in Kaufhäusern über die Menschen rieselt. Ihr Kuchen schmeckte angebrannt – und als sie dann auch noch mit diesem Spruch kam, dass man solche Streitsituationen am besten

dadurch löse, dass man ins Gebet gehe, stand Paul auf und ging.

Im Zug Kopfhörer rein: Er wählte das Album der Toten Hosen: „Opium fürs Volk“, das ihn seit seiner Jugend durch dick und dünn begleitet hatte.

Und zwar richtig laut.



Paul fühlt sich hin- und hergerissen zwischen Wut, Kraftlosigkeit und Enttäuschung. Wie soll es beruflich und in seinem Leben und vor allem mit seiner Freundschaft zu Peter weitergehen???

Als er in seiner Wohnung ankommt, findet er noch immer keine Ruhe. Aufgedreht durch die Musik gehen ihm Gefühle und Wortfetzen der gehörten Lieder der CD durch seinen Kopf:

„Jeden Tag stirbt ein Teil von dir, jeden Tag schwindet deine Zeit“

„Du fragst mich, wie ich heiße, weil du meinst, ich bin dir fremd“

„Ich bin immer auf der Suche, doch ich weiß nie wonach“

„Ich bin dein bester Freund und ich bin dein größter Feind“

„Vater unser...dein Wille geschehe!“

Unruhig läuft Paul durch seine Wohnung, findet keine Ruhe. ‚Was ist das für ein Gott, der ihn doppelt im Stich lässt. ... Und das, wo er gerade erste Schritte auf ihn zugegangen ist und ihn vorsichtig in sein Leben gelassen hat???’

Zu Bett gegangen kann er zunächst nicht einschlafen. Dann findet er voll Traurigkeit in seinen Schlaf hinein. Aber der unruhige Schlaf wechselt mit Angstträumen ab.

Am frühen Morgen träumt er erneut. Im Traum begegnet ihm Maria aus (dem) Himmelreich. Sie wendet sich ihm liebevoll zu, berührt ihn an seiner

Schulter und hilft ihm, sich aufzurichten mit den Worten „Was bedeutet mir der Schiffbruch, wenn Gott der Ozean ist?“ *

Er wacht auf mit dem ihn umfangenden Gefühl, umgeben zu sein von Gottes Liebe.

Durch das Fenster kommen die ersten Sonnenstrahlen in seine Wohnung ...



Autorinnen und Autoren

(in alphabetischer Reihenfolge)

*Monika Birkenmaier, Gabi Camatta, Margarethe Ehret,
Marianne Eisenbach, Daniel Gaschick, Edeltraut Kambach,
Cornelia Kluffling, Frank Leenen, Rudolf Mazzola, Thomas Schneider*

* „Was bedeutet mir der Schiffbruch, wenn Gott der Ozean ist?“

Jean Baptiste Henri Lacordaire, (1802-1861), französischer Dominikaner und Theologe...



*Seelsorgeeinheit
St. Georgen - Hexental*

Initiativgruppe der Glaubensgeschichten

Melanie Roth, Monika Birkenmaier, Rudolf Mazzola

Illustrationen: Hannah Roth, Satz: Melanie & Christoph Roth

Kontakt: Pfarrbüro St. Peter und Paul, Bozenerstr. 6, 79111 Freiburg;

0761-400099-0; st.peter.und.paul@kath-geht.de; www.kath-geht.de